



Schwarz Weiß

Unser Autor ist 38, jüdisch und schwarz. Viele Weiße finden, er repräsentiere die Zukunft. Nur denkt er leider anders, als sie es erwarten.

Von Sascha Chaimowicz, ZEITmagazin 22.06.2023

Vor drei Jahren etwa, nach dem Tod von George Floyd, der bei seiner Festnahme in Minneapolis von einem weißen Polizisten getötet wurde, ging es mit den Anfragen los: Ob ich eine Podiumsdiskussion zur Diversität im deutschen Film moderieren könnte. Ob es möglich wäre, mich für eine Menschenrechtskampagne vor eine Kamera zu setzen und von Diskriminierungserfahrungen als Mitte-30-jähriger Schwarzer und Jude zu erzählen. Ob ich bereit wäre, für das Vereinsmagazin des FC Bayern mit Spielern und Funktionären über Rassismus zu sprechen. Ob ich mit einem britischen schwarzen Autor und Aktivistin auf einer Bühne darüber reden könnte, wie man veraltete Geschlechterrollen überwindet. Mir ist klar, dass ich diese Anfragen auch bekomme, weil ich Chefredakteur eines bekannten Magazins bin. Aber eben einer, der viele Diversitätsmerkmale in sich vereint. Das Gegenteil eines alten, weißen Mannes: ein junger, schwarzer Mann. Ich bin die Zukunft.

Aus Neugier sage ich vieles zu. Ich finde das Anliegen, mehr Vielfalt zu zeigen, richtig und gut, auch wenn es mir mittlerweile erscheint, wir würden so tun, als wären wir in den USA– doch wäre es im Sinne der Diversität nicht logischer, vor allem Türken einzuladen, von denen es hierzulande doch viel mehr gibt als uns Schwarze? Aber ich will mich nicht beschweren. Ich habe in Berlin einmal im Publikum gesessen, als drei schwarze Autorinnen sich über ihre Bücher unterhielten. Ich kann es nicht anders sagen: Allein der Anblick hat mich bewegt. Schwarze auf einer Bühne in



Deutschland, die weder singen noch tanzen, so etwas gab es in meiner Jugend nicht. Wie gesagt, ich bin nicht alt: 38.

Irritierend finde ich nur, dass man mir, scheinbar passend zu meinem Äußeren, auch gleich ein bestimmtes, progressives, fast schon aktivistisches Weltbild zuschreibt. Als ich eine Interviewreihe mit Prominenten moderieren soll, bittet mich der Projektleiter beim ersten Treffen, auch einen Gesprächspartner vom anderen, konservativen Lager zu benennen: "Ich hoffe, das ist okay." Einmal will mir eine Veranstalterin beim Kennenlerngespräch eine Freude machen, als sie sagt: "Wir laden wirklich nur Leute ein, die progressive Ideen haben für eine bessere Welt – keine alten, weißen Stimmen, versprochen." Ein andermal höre ich vor einer Buchpremiere, die ich moderieren soll: "Das Schöne ist, dass wir an diesem Abend einmal nicht die Frage diskutieren müssen, ob Deutschland überhaupt strukturell rassistisch ist – wir können direkt nach Lösungen suchen."

Die Selbstverständlichkeit, mit der davon ausgegangen wird, dass ich weltanschaulich einverstanden sein muss, ist frappierend. Als liege es außerhalb des Vorstellbaren, dass ein schwarzer, jüdischer, zudem noch vegetarischer, Hafermilch trinkender Vater in seinen Dreißigern, wohnhaft im grünen Viertel Berlin-Kreuzberg, andere, weniger aktivistische Positionen vertreten könnte. Interessanterweise wird mir nicht nur eine besondere Wachheit für Diskriminierungen aller Art unterstellt, sondern für gesellschaftlichen Fortschritt an sich, für Klimafragen etwa – frei nach der Amazon-Logik: Wenn Sie sich für Antirassismus interessieren, könnte Ihnen auch die Heizwende gefallen.

Ich erlebe diese Momente ebenso mit Wildfremden, neulich vor meiner Tür zum Beispiel, als ein junger Vater sich zusammen mit mir über einen Wagen aufregen will, der halb auf einer Grünfläche parkt. Er findet, Autos gehörten in der Nachbarschaft sowieso verboten. Ich nicke und sage leise: "Ja, wäre vielleicht besser." Was ich nicht sage, weil ich zu feige bin, und was der Mann offenbar auch nicht für möglich hält: Der Wagen gehört mir.



Ich glaube, dass es in meinem rot-grün geprägten Umfeld mittlerweile auch für einen Weißen meines Alters nicht einfach wäre, zu bekennen, dass er schon mal keine der linken Parteien gewählt hat. Mein Aussehen macht es noch merkwürdiger. Vor wenigen Monaten bat mich meine Frau auf dem Weg zu einem Treffen mit Bekannten aus der Kulturszene, bitte nichts zur Berlinwahl zu sagen und auch nicht, wen ich gewählt hatte, weil sonst ganz viele Nachfragen kämen, auf die ich dann bestimmt trotzig antworten würde, und der Abend wäre ruiniert. Ich komme mir in letzter Zeit zunehmend wie ein Renegat vor. Dabei finde ich die Rolle des Man-wird-ja-wohl-noch-sagen-dürfen-Rebellen eher peinlich. Ich neige von Haus aus zu Gemütlichkeit. Es würde mir nie einfallen, mich in den sozialen Medien über irgendetwas zu empören, ich habe seit Jahren nichts mehr auf Twitter kommentiert. Wenn ich danach gefragt werde, wie ein bestimmter Restaurantabend mit politisch interessierten Kollegen war, würde ich immer zuerst ans Essen denken und dann erst an die Diskussionen. Aber wenn am Tisch allzu große Einigkeit herrscht, werde ich manchmal etwas trotzig. Als sich meine Schwester vor einigen Wochen darüber freute, wie selbstverständlich es heute sei, dass Frauen Rabbinerinnen werden, hörte ich mich plötzlich fragen: "Eine Frau als Rabbinerin – ist das wirklich das Gleiche?"

Ich habe das wahrscheinlich von meinem Vater, der, schon als ich klein war, aus Prinzip teils überdrehte Gegenpositionen bezogen hat, einfach nur, um die Unterhaltung lebendig zu halten.

Die politischen Zuschreibungen kommen aber nicht nur von den wohlmeinenden Weißen. Ich habe auch schon von schwarzen Aktivisten gehört, dass Menschen wie ich, die von der progressiven Linie abweichen, sogenannte Tokens seien, die in Wahrheit nur der weißen, angeblich konservativen Elite nach dem Mund reden, um beruflich weiterzukommen. Anders ist für sie offenbar nicht zu erklären, dass ich es für gefährlich halte, Menschen als rechts oder gar rechtsradikal abzustempeln, nur weil sie für Obergrenzen für Flüchtlinge sind. Dass es mich schauderte, als Hunderttausende in Berlin für die Enteignung eines Immobilienkonzerns stimmten, bloß weil ihnen die Mieten zu hoch erschienen. Dass ich es falsch finde, AfD-



Politiker, so abstoßend ich sie finde, aus den öffentlich-rechtlichen Talkshows rauszuhalten, so als vertrauten die Demokraten nicht ausreichend auf die Kraft ihrer Argumente. Dass die einzigen Aktivisten der "Letzten Generation", die ich sympathisch fand, diejenigen waren, die nebenbei lustigerweise noch in den Urlaub nach Thailand geflogen sind. Weil wirkliche Nähe in meinen Augen erst entsteht, wenn Menschen zeigen, aus welchem krummem Holz sie sind.

Ich habe lange überlegt, ob ich mich in einem Artikel wie diesem zu meinen politischen Einstellungen äußern sollte. Nicht weil sie so kontrovers wären. Doch es kam mir in den vergangenen Jahren so vor, als trüge ich als schwarzer, jüdischer Mann eine besondere Verantwortung: Ich spreche nicht nur für mich. Wenn ich als Schwarzer auf einer Bühne sage, dass ich mit der pauschalen Aussage, Deutschland sei rassistisch, wenig anfangen kann – schade ich damit nicht der Sache der Schwarzen im Land? Untergrabe ich nicht die Arbeit von Generationen von Vorkämpfern, ohne die es mir heute viel schlechter ginge? Es ist ein bisschen wie bei Hollywoodfilm-Hochzeiten, bei denen der Priester sagt: "Wenn jemand der Anwesenden etwas gegen diese Verbindung einzuwenden hat, möge er jetzt sprechen oder auf ewig schweigen." Will ich der Typ sein, der in die Stille hinein sagt, dass ich die Eheabsichten ja grundsätzlich gut finde, da aber noch ein paar Fragen hätte?

Eine der erwähnten Kämpferinnen gegen den Rassismus ist Alice Hasters, die den Bestseller *Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen aber wissen sollten* geschrieben hat. Als ich sie anrufe, rät sie mir sinngemäß: Mach dich locker! Sie erzählt mir, sie habe schon bei einem gemeinsamen Mittagessen vor Monaten das Gefühl gehabt, dass ich mir zu viele Gedanken mache, ob ich als schwarzer Mann richtig oder falsch handelte. "Es kann doch eh niemand für eine ganze Gruppe sprechen." Auch Hasters glaubt: Je vielfältiger eine Minderheitengruppe öffentlich wirkt, desto lebendiger ist sie. Es gibt Schwarze, die finden, man sollte das N-Wort unter keinen Umständen, nicht mal als Zitat, aussprechen, weil es verletzen könnte. Und sie empfinden es als ausgrenzend, wenn Weiße sie fragen, woher sie kommen. Auch ich bin froh, dass das N-Wort kaum mehr zu hören oder zu lesen ist. Was ich



daran immer unangenehm fand, war, dass es, einmal ausgesprochen, sofort die Aufmerksamkeit im Raum auf mich zu lenken schien – wie reagiert der jetzt, fühlt er sich wohl? Und doch musste ich vor Kurzem in einem bayerischen Landgasthof mit Freunden Tränen lachen, als wir uns aus pubertärer Freude mehrere Cola-Weizen bestellten und uns damit fotografierten, nur weil sie dort auf der Karte noch "Neger" hießen.

Nach dem Weltbild der Wokeness, das ich in den vergangenen Jahren kennengelernt habe, hat alle soziale Ungleichheit zwischen Weißen und Schwarzen immer mit Rassismus zu tun, der tief in die Psyche der Weißen eingeschrieben ist. Alle Politik, alle Gesetze, ja sogar Gehaltsverhandlungen und Liebesbeziehungen werden getrieben von einem unsichtbaren Strom, der sich aus jahrhundertlangem Rassismus speist. Als Weißer hat man die Aufgabe, diesen Makel in sich anzuerkennen und so gut es geht zu bekämpfen, ein Leben lang. Wer bin ich, zu beurteilen, ob das stimmt – aber was mir an dieser Anschauung missfällt, ist das, was sie für mich als schwarzen Menschen im wirklichen Leben, im Hier und Jetzt, bedeuten würde: Wenn die Weißen gar nicht anders können, als Täter zu sein, muss ich das Opfer sein. Inwieweit hätte mir diese Botschaft als junger Mensch geholfen? Wenn ich in meiner Jugend in München nach Belegen für dieses düstere Weltbild gesucht hätte, wäre ich fündig geworden: Ich bin als Autofahrer noch vor meinem 20. Lebensjahr bestimmt ein Dutzend Mal von der Polizei angehalten worden. Und ich weiß noch genau, wie ich von verdeckten Ermittlern von einer Tanzfläche im Münchner Kunstpark Ost in einen Nebenraum abgeführt wurde, in dem ich mich vor vier Polizisten nackt ausziehen musste, weil ich, wie sie danach erklärten, in das Suchprofil eines Dealers passte. Und doch haben sich solche Erlebnisse nie zu etwas addiert, das ich als prägend empfunden habe. Meine Mutter, deren Hautfarbe etwas dunkler ist als meine, ist in der Karibik geboren und in London aufgewachsen, mein Vater ist ein weißer, in München geborener Jude mit Eltern aus Polen.

Ich bin weder mit einem Misstrauen gegenüber Weißen aufgewachsen, nicht zuletzt weil mein Vater ja weiß ist, noch mit dem Gefühl, geschützt werden zu müssen, im



Gegenteil: Was mir meine Eltern – beide Aufsteiger aus armen Verhältnissen – mitgaben, war eher ein gewisser Stolz. Eine in Bezug auf meine Herkunft vielleicht sogar übertriebene, aber für ein schwarzes, jüdisches Kind in Bayern durchaus hilfreiche Erhabenheit. Ich habe meine eigene Multikulturalität als Vorteil empfunden. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn meine Eltern wirtschaftlich nicht so erfolgreich gewesen wären, sie führten eine orthopädische Klinik. Ich bin als einziger schwarzer Schüler auf ein humanistisches Gymnasium gegangen, in dem Hautfarbe vor allem dann ein Thema war, wenn Eltern und Schüler einmal im Jahr für einen karitativen "Afrika-Basar" gebastelt haben. Wurde ich als Jugendlicher auf mein Schwarzsein reduziert, dann meist auf eine Weise, die man wohl positiven Rassismus nennen kann: auf dem Golfplatz zum Beispiel, wo mich die Clubmitglieder, völlig unabhängig von meiner Leistung, Tiger Woods nannten. Dieses privilegierte Aufwachsen war auch ein Grund, warum ich mich in den vergangenen Jahren zurückgehalten habe, wenn es um Diskriminierung ging. Ich fragte mich: Zähle ich überhaupt? Doch schon der Gedanke dahinter ist falsch: als gäbe es richtiges und falsches schwarzes Leben in Deutschland.

Es mag Zufall sein, aber die schwarzen Deutschen, mit denen ich zu tun habe, betrachten die Hautfarbe nur als eines von vielen Identitätsmerkmalen, es dreht sich bei Weitem nicht alles darum. Die wokesten Menschen, die ich in den vergangenen Jahren kennengelernt habe, waren weiß. Viele waren mir sympathisch, und ich respektiere, was sie leisten, auch wenn mir wohl immer egal sein wird, ob man mich schwarz, farbig oder Person of Color nennt. Ich habe auch nichts gegen Gendern. Aber wenn wir schon von Inklusion reden, denke ich an eine Frau wie meine Mutter, die bis heute nicht perfekt Deutsch spricht: Sie schließt man sicherlich nicht ein, indem man sie bittet, zusätzlich zur ohnehin komplizierten Grammatik noch an den Glottisschlag zu denken. In einer amerikanischen Studie der gemeinnützigen Organisation More in Common kam vor ein paar Jahren heraus, dass die einzige Gruppe in den USA, die politische Korrektheit als etwas Positives sieht, die sogenannten progressiven Aktivisten sind: hoch gebildet, hoch bezahlt und vor allem – weiß. Der Anteil der



REPORTER:INNEN
forum

Schwarzen in dieser Gruppe lag bei drei Prozent. Ob sich die Schwarzen in Deutschland auch nicht so richtig für politische Korrektheit begeistern können, weiß ich nicht. Ich kann ja nur für mich sprechen.